



Die faszinierende, windzerzauste Landschaft Patagoniens stellt den Hintergrund für diesen Roman dar. Veit, ein junger Mann, sucht dort in den 1980er Jahren nach seinem Großvater Emil Sailer. Sailer war bei seiner Ankunft in Südamerika 1919 mitten in die großen Streiks auf den Schaf-Farmen und anarchistischen Arbeiteraufstände geraten, die die Großgrundbesitzer mit Hilfe von Privatmilizen blutig niederschlagen ließen, und dann verschwunden.

Noch sechzig Jahre später stößt Veit bei seiner Suche überall auf misstrauisches Schweigen; die Angst, über die Vergangenheit zu sprechen, ist erdrückend, das Grauen der Militärdiktatur noch präsent. Veit deckt nach und nach die Geschichte seines Großvaters auf, der auf der Suche nach einem besseren Leben in der neuen Welt in die blutigen Kämpfe geriet und für sein Abenteuer mit dem Leben bezahlte.



Guido Rochus Schmidt, geboren 1953, Studium der Kommunikationswissenschaft, Politik und Geschichte in München, Druckerlehre, lebt und arbeitet als Schriftsteller, Musiker und Drucker in Andechs, Oberbayern.

Bisher veröffentlichte er *Die Soldaten der Jungfrau – Roman aus dem Süden Mexikos* und die Kurzgeschichte »Der Grenzgänger« in *albumtotal*. *Woher der Wind weht* ist sein zweiter Roman.

GUIDO R. SCHMIDT

WOHER DER WIND WEHT

EIN PATAGONIENROMAN

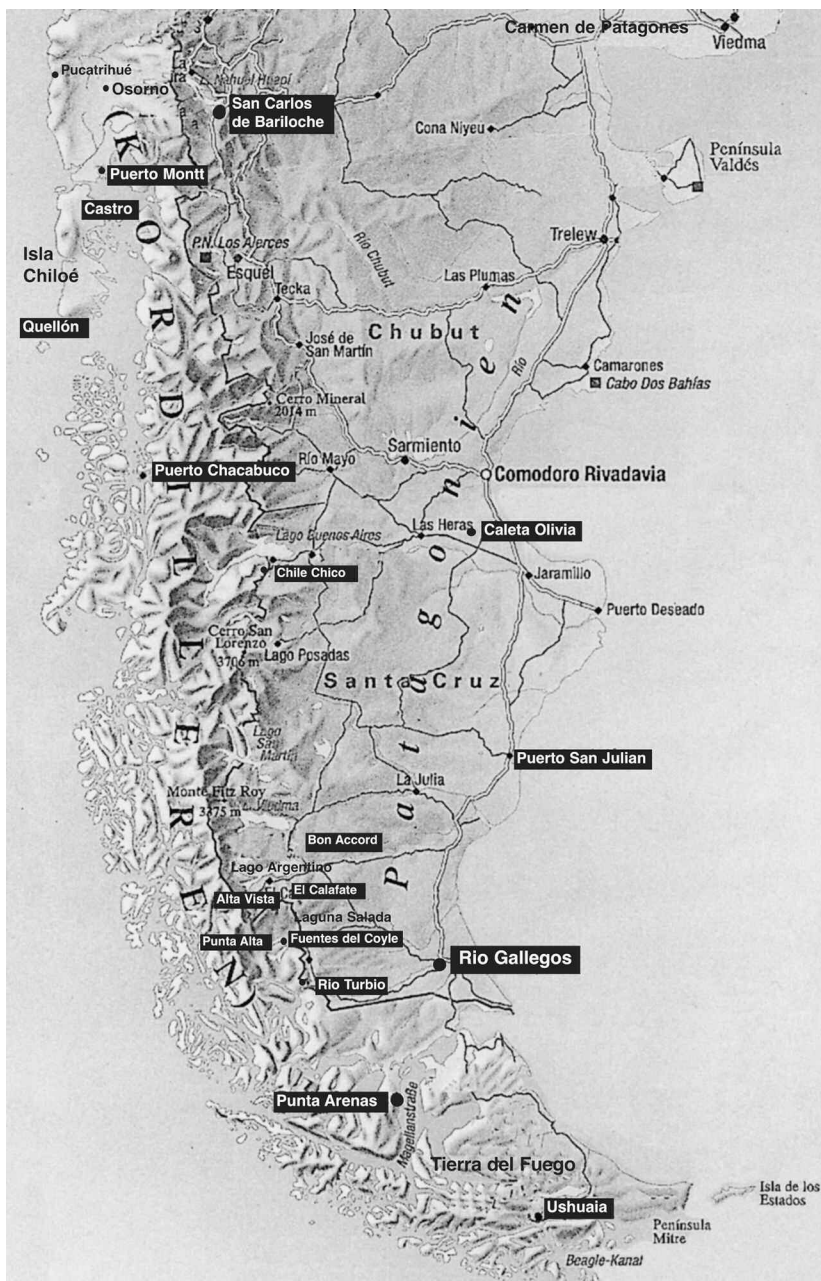
EDITION NAUTILUS

Für meine Großmutter Anna

Ein Glossar befindet
sich auf den Seiten 379–383

Originalveröffentlichung
Edition Nautilus Verlag Lutz Schulenburg
Schützenstraße 49 a · D - 22761 Hamburg
www.edition-nautilus.de
Alle Rechte vorbehalten · © Edition Nautilus 2010
Deutsche Erstausgabe August 2010
Umschlaggestaltung: Maja Bechert, Hamburg
www.majabechert.de
Autorenfoto Seite 2: Gabriela Schubert
Abbildung Seite 6 aus dem Archiv des Autors
Das Foto von Leandro Manso auf Seite 360 ist
entnommen aus: Osvaldo Bayer, *La Patagonia
Rebelde*, Planeta, Buenos Aires 2002
Druck und Bindung: Fuldaer Verlagsanstalt
1. Auflage
ISBN 978-3-89401-729-3

»... nun schreibe ich diese Dinge auf, weil einer die Pflicht hat, sich ihrer zu erinnern. Nicht um der Rache willen, sondern für die Gerechtigkeit, denn die Seiten eines Buches sind auch der Ort, wo diejenigen zu Wort kommen, die nicht mehr da sind, wo die Stimmen der Vergangenheit durchsickern und wo ihre Schreie zu vernehmen sind.« Santiago Gamboa



Geographical Features:
Isla Chiloe, Quellon, Isla de los Estados, Peninsula Mitre, Peninsula Valdes, Tierra del Fuego, Beagle-Kanal, Registanstraße.

Provinces:
Chubut, Santa Cruz, Patagonia.

Cities and Towns:
Pucatrihue, Osorno, San Carlos de Bariloche, Puerto Montt, Castro, Esquel, Tecka, José de San Martín, Cerro Mineral 2074 m, Río Mayo, Sarmiento, Comodoro Rivadavia, Las Heras, Caleta Olivia, Jaramillo, Puerto Deseado, Chile Chico, Cerro San Lorenzo 3706 m, Lago Posadas, Lago San Martín, Monte Fitz Roy 3875 m, Bon Accord, Lago Argentino, El Calafate, Alta Vista, Laguna Salada, Fuentas del Coyle, Río Turbio, Punta Arenas, Ushuaia, Viedma, Carmen de Patagones, Trelew, Las Plumas, Camarones, Cabo Dos Bahías, Cona Niyeu.

Water Bodies:
Río Chubut, Río Mayo, Río Turbio, Lago Buenos Aires, Lago Posadas, Lago San Martín, Lago Argentino, Laguna Salada.

Mountains:
Cerro Mineral 2074 m, Cerro San Lorenzo 3706 m, Monte Fitz Roy 3875 m.

Río Gallegos, Patagonien, Januar 1985

Plötzlich tauchte er in der Ferne auf. Ein rot leuchtender Punkt, der sich im flirrenden Licht der Mittagssonne zielstrebig durch die vom Wind geschundenen Weiten der Pampa bewegte. Schwerelos schien er auf dem schnurgeraden Band der Straße dahinzuschweben. Die Staubfahne, die er hinter sich her schlepte, ließ auf ein größeres Fahrzeug schließen. Ich schätzte seine Entfernung auf acht, höchstens zehn Kilometer. Bei einer Geschwindigkeit von sechzig Stundenkilometern würde er kaum länger als zehn Minuten für die Strecke benötigen, vorausgesetzt, er kam bei diesem höllischen Wind und dem miserablen Zustand der Straße überhaupt so schnell voran. Aber wie auch immer, vielleicht hatte ich diesmal Glück. Ich schulterte meinen Rucksack und verließ die Tankstelle.

Eine Windbö warf mich fast um, als ich aus dem Schutz der flachen Wellblechbaracke trat. Vereinzelte dunkle Wolkenfetzen rasten am kobaltblauen Himmel dahin, während ihre Schatten blitzschnell, als wären es monströse Sturmvögel, über die im grellen Sonnenlicht flimmernde Steppe hinwegfegten. Die Luft war erfüllt vom tiefen, sphärischen Brausen des Windes.

Geduckt hastete ich hinüber zur Nationalstraße und kauerte mich hinter meinem Rucksack an den Straßenrand. Gegen die Wolken aus Sand und Staub, die über die Fahrbahn wirbelten, half das jedoch nur wenig. Der Sand scheu-

erte wie Schmirgelpapier auf der Haut, setzte sich knirschend zwischen den Zähnen fest und trieb mir Tränen in die Augen.

Langsam, unerträglich langsam, kam der rote Punkt näher.

Zwei Tage lang hing ich hier schon fest. In Río Gallegos, der Hauptstadt der Provinz Santa Cruz, 2700 Kilometer südlich von Buenos Aires, einer Ansammlung trister, einstöckiger Wellblechhäuser an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Atlantik.

Das Zentrum der Stadt bestand aus der Kreuzung zweier breiter Avenidas, durch die der Wind den Müll der vergangenen Festtage fegte: ein buntes Gewirr abgerissener Girlanden, ramponierter Weihnachtssterne und zeretzter Überbleibsel einer offenbar ausgiebigen Silvesterknallerei. Ansonsten gab es einige verwaiste Kneipen, zwei ziemlich heruntergekommene Hotels und am Hafen das verrostende Stahlskelett einer Verladestation.

Ich war in den späten Nachmittagsstunden des Neujahrstages angekommen, nach einem fast zwanzigstündigen Flug von Frankfurt über Dakar nach Buenos Aires und einer zwei- undvierzig Stunden dauernden Busfahrt, die mich in den tiefsten Süden Patagoniens geführt hatte, von der Mündung des Río de la Plata bis ans Ende der Welt, auf Waschbrett-pisten, die einem die Seele aus dem Leib rüttelten, und über Asphaltstraßen voller Schlaglöcher, die den Reisebus zu Sprüngen zwangen, die dem wildesten Rodeostier alle Ehre gemacht hätten. Mir taten sämtliche Knochen weh, ich konnte kaum noch sitzen, und eine lähmende, von drei nahezu schlaflos verbrachten Tagen und Nächten herrührende Müdigkeit breitete sich in jeder Faser meines Körpers aus. Trotzdem war ich fest entschlossen, sogleich den erstbesten Bus nach Fuentes del Coyle zu nehmen. Als ich eine Fahrkarte dorthin lösen wollte, fand ich mich in einer men-

schenleeren Bahnhofshalle vor geschlossenen Schaltern. Nur ein uniformierter Stationsbediensteter war damit beschäftigt, Fenster und Eingänge der Halle mit schweren Rollgittern zu sichern. Er erklärte gestenreich, dass der Bahnhof in den kommenden Tagen geschlossen sei. Der nächste Bus in die gewünschte Richtung würde erst wieder zum Heiligedreikönigstag fahren.

So lange wollte ich jedoch auf keinen Fall warten. Missmutig verbrachte ich meine erste Nacht in Patagonien in einer muffigen Absteige an der Avenida Maipu. Am nächsten Morgen begab ich mich gleich nach dem Frühstück hinaus zur Überlandtankstelle, die an der Kreuzung der beiden wichtigsten Hauptverkehrsadern des Südens lag: der Ruta 3, die Buenos Aires mit Feuerland verbindet, und der Carretera 5, die nach Fuentes del Coyle und weiter über die Anden nach Chile führt. Dort, so hatte mir der Besitzer der Herberge versichert, würde ich bestimmt eine Mitfahrgelegenheit bekommen.

Zu meiner großen Enttäuschung fand sich aber unter den wenigen Fahrzeugen, die einen Tankstopp einlegten, kein Einziges, das mich mitgenommen hätte. Es hielten ohne Ausnahme völlig überladene Geländewagen amerikanischer Herkunft, im Innern übernachtigte Familien, eingepfercht zwischen sich hoch auftürmenden Gepäckstücken; alle auf der Rückreise aus dem Weihnachtsurlaub, den sie bei ihren Verwandten im Norden verbracht hatten. Mit bedauerndem Lächeln verwiesen sie auf den Platzmangel und erklärten, ihr Ziel sei der Fähranleger in Punta Delgada, von wo aus sie über die Magellanstraße nach Feuerland übersetzen wollten.

In Richtung Fuentes del Coyle schien an diesem Tag keine Menschenseele unterwegs zu sein. José, der Tankwart – »Nenn mich Pippo, wenn du willst!« –, ein rundlicher Typ mit indianischen Gesichtszügen, behauptete, das würde bis zum *Día de los Reyes* so bleiben, denn die großen Fernlaster

in Richtung Chile, deren Fahrer gerne Anhalter mitnahmen, würden zwischen den Festtagen nicht fahren.

»Glaub mir, du sitzt hier für 'ne Weile fest«, meinte er mit einem mitleidigen Lächeln. »Aber wenn du willst, kannst du mir Gesellschaft leisten. In der Stadt ist eh nix los und – *quién sabe* – vielleicht hast du ja Glück...«

Während er die anhaltenden Autos betankte, machte ich mich nützlich, indem ich die verdreckten Windschutzscheiben und Außenspiegel säuberte. In den langen Pausen zwischen der Abfertigung der spärlichen Kundschaft machten wir es uns im windgeschützten Kassenraum bequem. Pippo philosophierte über die richtige Zubereitung des Mate, über die unzähligen Spielarten des patagonischen Windes, für die es, wie er mir mit unverhohlenem Stolz erklärte, in der verschollenen Sprache seiner Vorfahren mindestens ebenso viele verschiedene Namen gegeben hätte, und darüber, ob die bessere Mannschaft *Boca Juniors* oder *River Plate* sei.

Ich konnte nur wenig zur Unterhaltung beitragen, denn von diesen Dingen hatte ich nicht die geringste Ahnung. Ihn störte das nicht. Im Gegenteil, er war dankbar für die Abwechslung, die ihm meine Gesellschaft verschaffte. Er teilte seinen Mate mit mir, und später auch die scharf gewürzten *churrascos*, die er hinter dem Kassenhäuschen im Windschutz einiger ausgedienter Ölfässer auf einem Rost briet, und die er liebevoll angerichtet, zusammen mit zwei Flaschen eiskaltem Bier, zum Mittagessen serviert hatte.

Der rote Punkt war mittlerweile ziemlich nahe. Deutlich zeichnete sich die Front eines Trucks mit ausladenden Kotflügeln ab. Die leuchtend rote Plane blähte sich bei jedem Windstoß wie das Segel eines Schiffes, und seine Hinterachse war so stark aus der Spur geraten, dass es aussah, als wäre er kurz davor, sich selbst zu überholen. Noch fünfhundert Meter. Ich erhob mich und winkte mit beiden Armen. Die

Scheinwerfer blendeten auf. Der Laster schlingerte die letzten Meter heran. Ich erkannte einen verbeulten Daimler älterer Bauart, der Lack von Rostblüten überwuchert und stumpf. Zahlreiche Sprünge durchzogen in bizarren Zackenlinien die vergitterte Windschutzscheibe. Nur der Stern auf dem verwitterten Kühlergrill glänzte wie neu.

Aus dem Seitenfenster tauchte das faltige Gesicht des Truckers auf.

»Hola, *muchacho*, wohin des Wegs?«, schrie er in das Heulen des Windes.

»Nach Fuentes del Coyle, Señor!«, brüllte ich zurück.

»So, so, nach Fuentes del Coyle! Da will eigentlich nie jemand hin!«

»Mag sein. Aber Hauptsache, Sie nehmen mich mit.«

»*Bueno*, du hast Glück, es liegt auf meiner Route. Los, rauf mit dir, bevor du weggeblasen wirst!«

Ich hievte meinen Rucksack ins Führerhaus und winkte Pippo, der uns vom Kassenraum aus beobachtete, ein Lebewohl zu.

Der Trucker würgte den Gang rein und gab Gas.

»Scheißwind, eh!«, meinte er lachend, während er den Laster langsam auf Touren brachte. »Was treibt dich denn nach Fuentes del Coyle?«

»Ich suche jemanden.«

»Aha!«, nickte er. »Und wen?«

»Ich weiß es nicht genau«, erwiderte ich ausweichend.

»Du weißt es nicht genau?!«

Ich bemerkte, wie er mich aus den Augenwinkeln musterte.

»Aber du bist sicher, ihn in Fuentes zu treffen?«

»Nein, Señor, denn er lebt nicht mehr«, antwortete ich, »aber soviel ich weiß, ist er dort begraben. Es gibt doch einen Friedhof in Fuentes del Coyle, oder?«

»Einen Friedhof? Keine Ahnung. Vielleicht gibt es einen ...«, meinte er achselzuckend.

Er fragte nicht weiter, sondern drehte am Stationsknopf des Radios, bis die klagenden Töne eines Tangos aus dem Lautsprecher drangen.

»Ah, Chavela, *mi amor!*«, bemerkte er erfreut.

Während er die Melodie aus dem Radio mitsummte, steuerte er den Laster geschickt über die mit tiefen Schlaglöchern gespickte Straße. Er kurbelte das Lenkrad mit weit ausholenden Bewegungen; der Daimler krängte wie ein Schiff auf hoher See. Ich verkeilte mich so gut es ging zwischen Armaturenbrett und Rückenlehne, zündete mir eine Zigarette an und betrachtete die vorbeiziehende Landschaft.

Fuentes del Coyle!

Dieser Ort, der bisher für mich nur als klein gedruckter Name auf der riesigen Landkarte Argentiniens existierte, war die einzige konkrete Spur, die mich mit dem unbekanntem Schicksal meines Großvaters verband. Den Namen des Ortes hatte ich im Tagebuch seines Bruders Karl entdeckt. Fünf Jahre war das nun her. Aber jener Moment, da ich zum ersten Mal in diesen Aufzeichnungen blätterte, war unauslöschlich in mein Gedächtnis eingegraben; die ginstergelben Klippen von San Andrés, der salzige Geruch des Atlantiks, das Rauschen der Brandung und der für diese Gegend ungewöhnlich warme Wind, der in den Seiten raschelte, während ich las, vor allem aber die plötzliche Gewissheit, den entscheidenden Hinweis gefunden zu haben.

Seit ich denken konnte, war die Person meines Großvaters von einer Aura der Verschwiegenheit umgeben, die ich mir nicht erklären konnte. Meine in der Kindheit unbedarften, später mit zielgerichteter Neugier gestellten Fragen nach meinem Großvater wurden mit der halbherzigen Antwort abgetan, er weile schon lange nicht mehr unter uns. Der Grund dafür wurde mir jedoch vorenthalten. Ich spürte aber, dass sich hinter den fadenscheinigen Erklärungen und dem

Gebaren der Erwachsenen etwas verbarg, das ich nicht wissen sollte. Jahre später erfuhr ich, dass mein Vater diesen Mann ebenso wenig gekannt hatte wie ich, da er schon vor seiner Geburt spurlos verschwunden war. Mein Vater hatte in seiner Kindheit sehr darunter gelitten, vaterlos aufzuwachsen, obwohl er einräumte, dies sei in einer Zeit, in der zahllose Väter auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkrieges gefallen waren, nichts Ungewöhnliches gewesen. Doch was mit seinem eigenen Vater geschehen war, das hatte er nie erfahren. Großmutter hatte ihm, bedrängt durch seine hartnäckigen Fragen, irgendwann gereizt verboten, dieses Thema jemals wieder anzusprechen, weshalb er als kleiner Junge zu der für ihn bitteren Erkenntnis gelangt sei, sein Vater sei wohl ein Mensch gewesen, über den man besser schwieg. »Aufgewachsen bin ich als der Bankert von der Sailer Anna«, sagte er. »Kannst es dir ja denken, wie man sich da als Bub fühlt.« In seinen Worten schwang ein Groll mit, von dem ich nicht sagen konnte, ob er sich gegen die eigene Mutter oder den unbekanntem Erzeuger richtete. Mein Vater wurde im Alter von neunzehn Jahren eingezogen und an die Ostfront abkommandiert. In den letzten Monaten des Zweiten Weltkriegs war er in Breslau stationiert. Er überlebte die Bombardierung und Einkesselung der Stadt unverletzt und geriet nach dem Einmarsch der Roten Armee in russische Kriegsgefangenschaft. Über vier Jahre verbrachte er in einem sibirischen Lager. 1949 wurde er aus der Gefangenschaft entlassen. Nach den schrecklichen Erfahrungen des Krieges und des Lagers war, wie er mir versicherte, die Tatsache, dass er nichts über seinen Vater wusste, für ihn nicht mehr von Belang.

Für mich jedoch lagen die Dinge anders. Ich wuchs in eine Zeit hinein, die von den heftigen Auseinandersetzungen einer aufbegehrenden jungen Generation mit der um Vergessen bemühten Nachkriegsgesellschaft geprägt war. In jenen unruhigen Jahren schloss ich die Schule gerade so ab und be-

gann zu studieren. Zum Leidwesen meiner Eltern gab ich das Studium jedoch bald wieder auf und schlug mich mit verschiedenen Gelegenheitsjobs durch. Ich wollte mit dem Lebensentwurf meiner Eltern nichts zu tun haben. Ich war unzufrieden, wie so viele junge Menschen in dieser Zeit. Meine Welt war nicht im Gleichgewicht. Ich war auf der Suche nach einem anderen, besseren Leben; eine untergründige Wut auf die vielen Ungerechtigkeiten, die das satte, selbstzufriedene Nachkriegsdeutschland hervorbrachte, trieb mich von einer Auseinandersetzung zur nächsten. Meinen Großvater hatte ich über all dem so gut wie vergessen, bis zu jenem Tag, da Großmutter ihr Schweigen über sein Schicksal brach.

Nun war ich unterwegs, um Nachforschungen über diesen Mann anzustellen, den ich nur aus Erzählungen und von einigen vergilbten Fotografien her kannte. Ich hatte dafür viel zurückgelassen: Gladis, meine chilenische *muchacha*, Liebe meines Lebens, und Anna, meine Großmutter. Ich wusste, dass die beiden ungeduldig auf meine Rückkehr warteten, aber ich hatte mir vorgenommen, erst dann zurückzukommen, wenn ich das Schicksal meines Großvaters aufgeklärt hatte.

Fuentes del Coyle!

Sand, Gestrüpp, tiefhängende Wolken. Seit ich vor drei Tagen am Río Negro die Grenze zu Patagonien überquert hatte, stand ich im Bann der Eintönigkeit der am Busfenster vorbeiziehenden Steppe. Aufgeregt hatte ich nach den Nummern der Straßen gesucht, auf denen der Bus dahinrollte, mir die Namen der Orte gemerkt, durch die wir fuhren, und sie mit den Einträgen auf der Landkarte verglichen. Jeden einzelnen Kilometer hatte ich gezählt und nur mühsam meine Ungeduld bezwungen.

2700 Kilometer von Buenos Aires entfernt, 2700 Kilometer nichts als Sand, Gestrüpp und rechts und links der Straße Weidezäune. Ein dicker Pfosten, dann sieben dünne, verbunden mit drei waagrecht gespannten Drähten, ein dicker

Pfosten, dann sieben dünne, ein dicker Pfosten, sieben dünne...

Eingezäuntes Land, so weit das Auge reichte. Nur manchmal tauchten von Wind und Wetter gebleichte hölzerne Strommasten auf, die zu schier endlosen Kolonnen formiert die Steppe durchzogen, um versteckte Estancias oder die übers Land verstreuten Ölpumpen mit Energie zu versorgen.

Sonst aber war da nichts, worauf mein Blick hätte verweilen können. Schnurgerade schnitt sich das Band der Straße durch eine Wüste aus Gestrüpp und Staub.

Nach etwa zwei Stunden passierten wir die Raststation La Esperanza. Eine Tankstelle, das bunte Schild eines Reifendienstes, zwei Wellblechbaracken, hineingeduckt in eine windgeschützte Senke. Kurz danach bogen wir von der Carretera 5 auf eine unbefestigte Schotterpiste ab und holperten gen Westen. Ein vom Rost zerfressener Wegweiser verkündete in verblichlenen Lettern: Fuentes del Coyle, 164 km.

Die Landschaft wurde jetzt hügeliger, der Wind blies immer heftiger, riss und rüttelte an dem alten Lastwagen, als wollte er ihn von der Straße fegen. Sand prasselte wie Regen gegen die Windschutzscheibe und nahm uns Augenblicke lang die Sicht. Trotz der wilden Sprünge hielt der Trucker den Daimler auf Kurs.

In der Ferne schimmerte die goldene Sonne durch aufgewühlte Wolkenfronten. Immer noch fuhren wir schnurgerade nach Westen. Mit einer Hand am Lenkrad fingerte der Trucker eine zerfledderte Packung Matetee aus dem Seitenfach in der Tür, füllte die zwischen seine Schenkel geklemmte Kalebasse mit dem Kraut aus der Packung und bat mich, aus einer Thermoskanne heißes Wasser aufzugießen. Er steckte ein silbernes Saugrohr hinein, rührte kurz um und reichte mir das Gefäß.

»Komm, trink, *muchacho*, der Mate hilft immer, in jeder Lebenslage und bei jedem Wetter.«

Wir saugten abwechselnd das bittere Gebräu und rauchten schweigend meine filterlosen deutschen Zigaretten. Vor uns verlief die Straße schnurgerade in sanften Wellen über die unendlichen Hügelketten.

Niemand kam uns entgegen. Kein Haus war zu sehen. Die Zeit schien stehen geblieben, gefangen in den bitter-süßen Tangos, die aus dem Radio erklangen und wie schwerer Wein die Sinne benebelten.

»Solo tango en tango solo, señoras y señores! Vamos a bailar!«

Die sonore Stimme des Radiosprechers vermischte sich mit dem monotonen Brummen des Motors. Draußen heulte klagend der Wind, und aus dem Lautsprecher antworteten ihm die leidenschaftlichen Kadenzen eines Bandoneons.

Nach einer Ewigkeit tauchte in der Ferne ein flacher, langgestreckter Bau auf. Der Trucker verlangsamte die Fahrt und hielt schließlich gegenüber am Straßenrand an.

Das Gebäude war bis unters Dach mit grüner Teerpappe verkleidet. Über das imposante hölzerne Eingangsportal, das zu beiden Seiten von einer Reihe hoher Fenster flankiert wurde, hatte eine ungelenke Hand mit weißer Ölfarbe den Schriftzug *Hostal* gemalt. Davor, in der Mitte einer sandigen Fläche, die offenbar als Bushaltestelle oder Parkplatz diente, bog sich unter der Wucht der fauchenden Windböen ein hölzerner Fahnenmast, an dem eine zerschlissene argentinische Flagge wild zuckend hin und her schlug.

»Tja, *muchacho*. Wir sind da!«

»Was?! Eh...?«

»Na, in Fuentes del Coyle!«, lachte er. »Was hast du denn gedacht?«

Er deutete auf die grüne Fassade.

»Es gehört Doña Isabel Solanas, mit den besten Empfehlungen. Sie weiß alles, was zwischen dem Río Chubut und Punta Delgada passiert. Vielleicht kann sie auch dir weiterhelfen. Jedenfalls vermietet sie Zimmer, und du wirst ja wohl eines brauchen.«

Abwartend schielte er zu mir herüber.

»Komm schon, *flaco!* Runter vom Bock. Ich hab nicht ewig Zeit!«, meinte er schließlich und versetzte mir einen aufmunternden Stoß.

»*Bueno* ... wie Sie meinen ... jedenfalls vielen Dank fürs Mitnehmen und für den Mate!«

Ich gab ihm eine frische Schachtel Salem.

»*Gracias!*«, sagte er erfreut, und verstaute das Päckchen in der Brusttasche seines Hemdes. »Pass auf, woher der Wind weht. *Hasta la vista!*«

Ich sprang auf die Straße und schlug die Wagentür zu.

Er ließ die Hupe dröhnen und gab Gas. Winkend blickte ich ihm nach, bis er in einer Wolke aus Staub und Qualm verschwand.

Auf meiner Landkarte war Fuentes del Coyle als richtige Ortschaft eingezeichnet. Aber außer diesem Gebäude schien es weit und breit kein anderes zu geben. An der Stirnseite entdeckte ich ein Gehege mit Lämmern. Eng aneinandergedrückt, stemmten sie sich gegen die Böen und blökten bei jedem neuen Windstoß. Vor dem Gatter parkte ein verbeulter dunkelgrüner Dodge. Pfeifend fegte der Wind über das Wellblechdach und trug das Jammern der Lämmer davon.

Ich schulterte meinen Rucksack. Zögernd stieg ich die Stufen zum Eingang empor und drückte die schwere Holztür auf.

Der Raum war menschenleer. Ein mächtiger, leise bulrender Kanonenofen teilte ihn in zwei Bereiche. Auf der einen Seite befand sich die Theke und dahinter eine Art *tienda*, mit Lebensmittelkartons und Konservendosen, die sich in den Regalen stapelten. Auf der anderen Seite standen einige grüne Resopaltische um eine gemauerte *parrilla*. Die Reste eines gebratenen Lammes steckten über dem erloschenen Feuer am Spieß. Der ganze Raum roch nach abgestandenem Rauch und Dieselöl.

Kaum hatte ich am Tresen Platz genommen, als eine runzelige, gebeugte Frau in der Tür erschien und mich mit zusammengekniffenen Augen musterte.

Ich sprang auf.

»*Buenas tardes*, Señora! Bin ich hier richtig in Fuentes del Coyle?«

»Aber ja doch, *mi hijo!*«, antwortete sie mit einer Stimme, die nach dem Rauch unzähliger *asados* klang. »Brauchen Sie ein Zimmer?«

Ich nickte.

»*Bueno*, es kostet zehntausend die Nacht, Frühstück inbegriffen. Wollen Sie es sehen?«

Ich nickte wieder, und sie führte mich über einen langen, dunklen Gang in einen kleinen Raum, dessen Wände mit rotbraunem Linoleum tapeziert waren. Durch ein winziges Fenster sah man hinaus auf einen staubigen Hof, wo in einer windgeschützten Ecke ein paar Hühner im Sand scharrteten.

»*Muy bien*, Señora, ich nehme es für ein paar Tage«, entschied ich und stellte meinen Rucksack an die Wand.

Erstaunt sah sie mich an.

»Ein paar Tage? Es kommen nicht viele Fremde nach Fuentes del Coyle. Und kaum einer bleibt länger als eine Nacht.«

»Ich nehm's für ein paar Tage, wenn Sie nichts dagegen haben«, wiederholte ich.

»*A su orden!*«, sagte sie und verließ kopfschüttelnd das Zimmer, kam aber einen Augenblick später mit einem Bündel Laken zurück und überzog dann langsam und umständlich das Bett.

Als sie fertig war, strich sie sich die grauen Haarsträhnen aus dem Gesicht und fragte: »Woher sind Sie? *Estados Unidos?*«

»Nein, Señora, *Alemania.*«

»Oh, ein weiter Weg, *verdad!*«, bemerkte sie ernst. »Sie sehen ziemlich müde aus. Wollen Sie etwas trinken?«

»Gerne!«

»Ruhen Sie sich aus, *hijito*. Ich mach Ihnen etwas zurecht«, sagte sie und schlurft hinaus.

Ich legte mich aufs Bett und schloss die Augen.

Endlich angekommen!

München, Mai 1919

In den besseren Vierteln der Innenstadt lärmt siegestrunken das Bürgertum. Feine Damen und befrackte Herren flanieren in den Straßen, beschimpfen die abgekämpften, gefangenen Arbeiter, die von den Milizen vorbeigetrieben werden, und erfreuen sich am Anblick der vielen Waren, die nach der langen Zeit der Entbehrung wie durch Wunderhand plötzlich wieder in den Geschäften ausliegen.

Während man in der Innenstadt schon ausgelassen den Sieg über die Revolution feiert, wird die Arbeitervorstadt Giesing besetzt. Straße für Straße, Haus für Haus durchkämmen Freikorps und Militäreinheiten das Viertel.

Anna Sailer hat sich in ihrer Wohnung eingeschlossen. Gelähmt vor Angst lauscht sie den Schüssen, die durch die Straßen hallen, verkriecht sich im letzten Winkel, sobald das harte Klacken genagelter Schuhe näher kommt, und hält die Luft an, wenn plötzlich nervös gebrüllte Befehle die angespannte Stille zerreißen.

»Mach, dass dem Emil nichts passiert, bitte, bitte mach, dass dem Emil nichts passiert...«, wimmert sie gebetsmühenhaft vor sich hin und gräbt, wenn die Angst übermächtig zu werden droht, ihre Zähne in die geballte Faust, um nicht laut aufzuschreien.

Drei Tage – so lange dauern die Kämpfe – harrt Anna aus, ohne einen Bissen zu essen, ohne zu schlafen, ohne